

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

bleibe : es wäre sehr gut, wenn die Ställe wenigstens neun Schuh in der Höhe hätten, und die Luftzüge so nahe an der Decke, als möglich, angebracht würden. Man muß bemerken, daß die Lage auf der Winter-Seite die beste ist.

2) Die Füllen, gleich von ihrer Geburt an, alle Tage einige Stunden lang, Morgens und Abends, ins Freie laufen zu lassen : es ist erwiesen, daß die freie Luft, wie zum Beispiel die Landluft, der Gesundheit des Pferdes eben so zuträglich ist, als gute Nahrung. Es wäre zu wünschen, daß das Füllen, so lange bis es entwöhnt wird, immer seine Mutter begleitete.

3) Ihnen gefundes und hinreichendes Futter zu geben, um die Entwicklung der jungen Thiere zu befördern, und die Kräfte derjenigen zu erhalten, welche ausgewachsen sind. Da die Wicke, die Bohnen, der gewöhnliche Klee und der Schneckenklee zu erziehend sind, so muß man die Früchte mit Gerste und den Klee mit Stroh vermischen. Es ist gut, wenn man diese letztere Mischung gleich bei der Ernte macht, damit das Stroh die durch die Gährung erzeugte Feuchtigkeit einsauge : da diese Feuchtigkeit Nahrungssäfte hat, so gibt diese Mischung nicht nur ein wohlfeileres, sondern auch ein gesunderes

Futter : man nimmt von einer Gattung so viel als von der andern. Von allen Früchten ist der Hafer, wie schon gesagt, diejenige Nahrung, welche für die Gesundheit des Pferdes, und vorzüglich des Füllens, am zuträglichsten ist.

4) Dem Füllen vom neunten oder zehnten Monat an, täglich Bewegung zu geben, indem man es, wenn der Eigenthümer weder Weidplatz noch Wiese hat, an das Handpferd bindet, sey es am Wagen, oder am Pflug, und die Dauer der Bewegung nach seinen Kräften einrichtet. Man legt dem jungen Thier eine leichte Halfter an, deren Riemen man an dem Handpferd befestigt ; es wird durch einen Zügel zurückgehalten, der an der Halfter und auf der rechten Seite an der Gurt, die das Füllen um den Leib hat, festgemacht ist : es hindert auf keine Weise das Pferd, welches es zurückhält, und geht gerade vor sich hin.

5) Die Füllen nicht vor drei Jahren zur Arbeit zu gebrauchen, sie nach und nach daran zu gewöhnen, ohne sie zu ermüden.

Diese so einfachen, so leicht auszuführenden Vorsichts-Maßregeln, würden mächtig zur Erhaltung dieser Thiere beitragen, und deren Werth auf das Doppelte bringen, ohne die geringste Ausgabe zu veranlassen.

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Gefangennehmung und Befreiung des letzten Königs von Polen.

Das verfloßene Jahrhundert war so überreich an merkwürdigen Ereignissen, daß ein ruhigeres Weltleben mehrere Jahrhunderte damit hätte ausstatten können. Wie in einem durch Stürme aufgeregten Meere eine Welle die andere fortreibt, so drängte eine folgenreiche Begebenheit die andere, um neuere Erscheinungen vorzubereiten, mit solcher Schnelle, daß dem überraschten Beobachter kaum Zeit genug blieb, den Zusammenhang zwischen Werden und Schwinden zu erfassen. Auch durch den Glanz ausgezeichneter Regenten hat sich das entfloßene Jahrhundert zu einem der merkwürdigsten Zeitabschnitte erhoben. Finster, bedeutungsvoll begann es mit Krieg. Karl XII und Peter I standen gegen

einander im Norden. In Westen hatte das Testament Karls II, das Karl von Neapel, den zweiten Sohn Ludwigs XIV, zum Erben des spanischen Throns einsetzte, diesem Monarchen mächtige und zahlreiche Feinde zugezogen, die ihn am Ende seiner langen und ruhmvollen Laufbahn hart bedrängten. Später glänzte auf Oesterreichs Throne Maria Theresia, welche verlassen und flüchtig mit ihrem unmündigen Sohne, bei ihren treuen Ungarn Hilfe zu suchen genöthigt, durch sie ihre Staaten den Händen ihrer Feinde wieder zu entreißen wußte. Zu gleicher Zeit war Friedrich II, ein Stein erster Größe, über Preußens junge Monarchie aufgezogen, der sie in den Rang der mächtigen Staaten Europas erhob. Endlich erschien Catharina II, die Semiramis des Nordens, und Joseph II, der Sohn und Nachfolger Marie-Theresiens, beide sehr ausgezeichnete Regenten. Selbst Gu-

Kav III, König von Schweden, und Stanislaus, der letzte König von Pohlen, giengen keineswegs als unbedeutende Erscheinungen, in diesem Zeitraume vorüber, der zugleich durch große Staatsumwälzungen in der Geschichte hervortreten wird. Selbstständigkeit errang Nordamerika sich; einen blutigen Kreis abschreckender Erfahrungen durchlief, im Empörungswahnsinn, das französische Volk, in dessen Schooße endlich sich jene weltzerstörende Tyrannei erzeugte, die zuletzt von einem allgemeinen Völkersturm niedergeworfen wurde.

Darf man sich wundern, wenn unter so großen Erschütterungen, welche ganze Massen aus dem Gleichgewicht heben, Bewegungen von minderm Umfang — wie interessant und wichtig sie auch seyn mögen — kaum bemerkt werden, und bald in die Vergessenheit hinabsinken. Wenige meiner Zeitgenossen werden sich noch der Unruhen erinnern, welche in den siebenziger Jahren den polnischen Thron umgaben, den Stanislaus so eben bestiegen hatte. Durch Stimmmehrheit war dieser Monarch zur Regierung des Staates berufen; aber in der Minorität, die dieser Wahl entgegen stand, blieb ein Empörungsfloß zurück, der sich in eine Verschwörung zusammenschloß, und bald mit einem schauderhaften Unternehmen gegen die Person des Königs ausbrach. Kaum durfte damals die frevelhafte, mörderische Entführung und höchst wunderbare Rettung des Monarchen zur vollständigen Kenntniß des Publikums gelangt seyn: hier der Vorgang, wie ihn Madame de Cracovie, die Lieblingschwester des Königs, erzählt hat.

Es war am 5. Novemb. 1771, in einer finstern stürmischen Herbstnacht, als Stanislaus sich von einem freundschaftlich heitern Abendessen bei seinem mütterlichen Heim, dem Groß-Kanzler von Lithauen, Fürsten Czartorißky, zu seinem Palaste, von einem sehr kleinen Gefolge begleitet, zurückbegab. Kaum hatte des Königs Wagen eine kleine enge Straße in der Nähe des Czartorißkischen Palastes erreicht, als ein Paar verrätherische Schüsse fielen, und dem Kutscher ein gebieterisch feindliches Halt! zugerufen wurde. Sogleich sprengte ein Haufen Meuchelmörder heran, sie umzingelten den Wagen; der König ward herausgerissen, sein Heiduck aber, ein sehr starker Mann, stürzte sich unter die Mörder und kämpfte, die eigene Gefahr nicht achtend, um die geheiligte Person seines Herrn; er entriß ihn den räuberischen Händen, unklammerte den geliebten Monarchen, und so mit ihm darniederjinkend, bedeckte er ihn mit seinem Körper,

der die Todeswunden auffing, welche dem schuldlosen Opfer der Parteinuth und des Meibes zugebracht waren. Während dieß vorgieng, war der den König begleitende Adjutant zur Wohnung des Fürsten Czartorißky zurückgeeilt, um die daselbst befindlichen Truppen zur Rettung des Monarchen herbeizurufen. Dieser aber fand die Thore des Palastes, welchen der König so eben verlassen hatte, fest verschlossen; vergebens war das heftigste Klopfen; undeantwortet blieb das laute Rufen um Hülfe. Trostlos lehrte der Adjutant zu der Stelle des schrecklichen Ueberfalls zurück. Die Räuber waren mit dem König bereits entflohen, und der treue Heiduck lag, entsezt in seinem Blute schwimmend, auf dem Boden, wo er über dem Körper des Königs getödtet worden war. Von dem fernern Schicksale des Monarchen konnte in dieser finstern Sturmnacht der Adjutant keine Spur weiter entdecken. Man denke sich das Uebermaß von Schrecken, welches über die Familie des so grausam ihr entrissenen Hauptes kam, als ihr in der nämlichen Nacht der tief erschütterte Zeuge des entseztlichen Vorfalles die Kunde davon überbrachte. Sogleich ward alles aufgeboten, was irgend dazu dienen konnte, einiges Licht über das an der geheiligten Person des Königs verübte Verbrechen zu verbreiten. Boten wurden ausgesendet nach allen Richtungen hin. Das trauernde Geschwister des Königs durchwachte bei Madame de Cracovie die grauenvolle Nacht. Auf die erste Spur des von den Räubern genommenen Weges, kam man durch einen Schuß des Königs, welcher an einer niedrig lothigen Stelle des Wallgrabens gefunden wurde, durch welchen die Räuber den Monarchen geschleppt hatten, um die Barrieren zu vermeiden, und so unbemerkt in verschiedenen Haufen aus der Stadt zu kommen. Etwa tausend Schritte weiter ward der mit Blut besetzte und an zwei Stellen durchschossene Pelz, und weiter hin, die mit zwei Säbelhieben bezeichnete blutige Mütze des Monarchen gefunden, und zu dem beängsteten Geschwister gebracht. Wie sehr vermehrte dieser niederschlagende Umstand die Hoffnungslosigkeit der Familie! Ströme von Thränen flossen auf die blutigen Zeugen der wahrscheinlichen Ermordung des Königs. Endlich trat in der Frühstunde, in das Zimmer der Madame de Cracovie, wo das trauernde Geschwister des geliebten Stanislaus versammelt war, der General Ceceji hinein, und rief jener geliebten Schwester des Monarchen zu: „Der König lebt! hier ein Zettel seiner eignen Hand!“ — Welch ein Uebergang vom tiefsten

Schmerz zur höchsten Freude! — Der Zettel war mit Bleistift geschrieben, und enthielt die Worte:

„Ein Wunder hat mich gerettet. Nur mein Geschwister darf dies wissen. Ich befinde mich in der Mühle nahe bei Lagienka. Man sende mir Arzt und Wundarzt, auch eine gehörige Bedeckung von der Leibwache zu, und lasse mich so in einem bequemen Wagen abholen. Meine Rettung darf nicht zu früh bekannt werden.“
Stanislaus.“

Und in der That die Rettung des Königs gleicht einer Wundererscheinung. Selbst schwer verwundet und halb entseelt wurde er unter dem Leichnam seines treuen Heidecken hervorgezogen; durch den Stadtgraben auf das freie Feld geschleppt, wo zwei der Nordgesellen ihn fest gebunden zwischen ihre Pferde nahmen, und so traben sie mit dem unglücklichen Könige davon, in tiefer Nacht, unter Sturm und Schneegestöber. Bald erlagen unter so gewaltsamer Anstrengung die letzten Kräfte des so grausam mißhandelten Monarchen; er stürzte nieder und rief seinen Räubern zu: „Ich kann nicht weiter, tödte mich und übergebe meinen Leichnam meinen Feinden!“ — Die Räuber hielten an, der kräftigste von ihnen, Namens Koczjinsky, nahm den König vor sich auf das Pferd, und eilte so mit ihm weiter; der Haufe der Uebrigen folgte. Der König faßte sich, und fragte seinen Räuber: „Wohin führt ihr mich?“ — „In das Lager der Conföderirten, zu unserm Marschall Pulawsky,“ war die Antwort. — Der König versetzte: „Dem Throne will ich gern entsagen, wenn ich die Liebe meines Volkes nicht besitze: womit aber habe ich die unwürdige Behandlung verdient, welche ich jetzt erfahre?“ — „Du bist ein Eingebrochener, gegen unsern Willen erwählt. Unser sind fünfzig an der Zahl; wir haben diesen Morgen vor Gott einen feierlichen Eid geschworen, dich lebend oder todt den Conföderirten diese Nacht zu überliefern.“ Indem der wüthige Mensch diese Worte aussprach, fuhr eine sehr hell leuchtende sogenannte Sternschnuppe am dunkeln Himmel dahin, und bestrahlte auf einige Augenblicke die finstere Szene. Diesen Umstand benutzte die Geistesgegenwart des Königs. — „Da siehe!“ sagte er zu seinem Räuber, „Gottes Gericht! Sterne sollen vom Himmel, zum schrecklichen Zeichen des Unwillens der Gottheit über deinen Frevel. Hast du mir nicht früher den Eid der

* Pulawsky flüchtete sich, nach seinem mißlungenen Frevel, hin nach Amerika, wo er als General der Nordamerikaner starb.

Treue geschworen, Meineidiger? und du vergreiffst dich an der geheiligten Person deines gefalbten Königs? Gottes Rache wird alle die treffen, die sich zu diesem Frevel verbanden.“ — Durchdringend ergreift diese Vorstellung das noch nicht ganz verhärtete Gemüth des verführten Koczjinsky. — „Mein Herr und mein König!“ rief er aus, „was kann ich für deine Rettung thun?“

Koczjinsky war etwa fünfzig Schritte mit dem König vorausgeeilt. Diesem hatte sich bei der leuchtenden Sternschnuppe die Gegend enthüllt. — „Gib deinem Pferde die Sporen,“ sagte der Monarch, „damit wir einen Vorsprung gewinnen. In der Entfernung von einigen hundert Schritten laß uns absteigen, das Pferd mit zusammengebundenem Zügel wird seinen Weg in unveränderter Richtung auf der Straße forttragen, und die Zurückgebliebenen werden ihm folgen. Wir bergen uns indessen in einer an dieser Straße befindlichen Lehmgrube, bis wir die letzten Hufstritte deiner Mirverschworbenen hören. Dann führst du mich in eine von der Straße abgelenen Mühle. Gott wird uns schützen, und dir die Rettung deines Königs lohnen.“

Koczjinsky war zu allem bereit. In gehöriger Entfernung stieg er mit dem Könige ab, trieb das Pferd vorwärts in der Richtung der Straße fort, und barg den König in einer Lehmgrube am Wege, bis dieser Räuberhaufe vorüber war; dann begab sich der halb entkleidete und verwundete König, gestützt auf seines Retters Arm, zu der seitwärts gelegenen Mühle.

Man klopfte lange, man bat lange vergebens um ein Obdach für arme von den Conföderirten Mißhandelte. Endlich erinnerte sich der König, daß die Bewohner der Mühle Deutsche seien; er flehte nun in deutscher Sprache sie an, sich eines unglücklichen Landmanns zu erbarmen, und ihn nicht auf offener Straße in Sturm und Schnee weiter untkommen zu lassen. Da öffnete sich endlich die Thüre. Die Müllerin vergoß Thränen bei dem Anblick des verwundeten und beraubten Mannes, erkannte aber den ganz entseelten König nicht. Sie führte ihn in ihr Schlafgemach; den König überfiel ein heftiger Fieberfrost, die Müllerin mit ihrem Manne bereitete ihm ein Lager. Die guten Leute brachten wärmende Pelze herbei, und boten dem Verwundeten, so viel ihre Armuth vermochte, Erquickung dar. Der König nahm dies Anerbieten für seinen Begleiter an, für sich aber verlangte er nur einen Knaben, der fähig wäre einen Zettel nach Warschau zu einem seiner treuen Freunde zu bringen: der Bote erschien, der König schrieb die oben erwähnte

reißt
den,
reicht
inse
er
? a
dent
der
illt.
der
vins
dert
zu
in
tra-
fols
heler
lez
ren,
aße
und
iger
trieb
tra-
rube
war;
oun-
zu
bens
arten
nig,
; er
ines
ihn
onee-
ends
anen
bren
lten
pfe-
rosi,
ihm
ende
i, so
Der
gleis
Kna-
chau
: der
ähnte



Depesche. Die Müllerin entfernte sich, der König legte sich zur Ruhe. Koczinsky aber trat zu dem Lager seines Herrn, kniete nieder und sagte: „Schl. se ruhig, mein König und mein Herr! draußen werde ich dein Leben bewahren, mit derselben Treue, die dein Heiduck dir bewies, den ich Unglücklicher und Verblendeter tödten half.“ Der König drückte ihm dankend die Hand. Koczinsky stellte sich nun bewaffnet vor das Schlafgemach seines Herrn.

In der Frühstunde umzingelte General Cocceji mit des Königs Leibwache die Mühle; die erschrockene Müllerin eilte zu ihrem verwundeten Gaste, und forderte zitternd ihn auf, sich zu verbergen vor seinen Verfolgern. Der König reichte ihr freundlich die Hand und sagte: „Diese kommen zu meinem Schutze.“ Und sogleich drang der General mit den beiden Ärzten in das Zimmer. Jetzt erst sahen die Bewohner der Hütte, welchen hohen Gast sie beherbergt hatten; knieend baten sie um Verzeihung, daß sie in der schrecklichen Nacht gezoget hatten, ihren Monarchen einzulassen. Der König tröstete sie und sagte mit sanfter Stimme: „Ihr wurdet meine Wohlthäter, als ihr mich für einen Landsmann hieltet, und dafür werde ich dankbar seyn; künftig aber öffnet eure Thüre jedem Unglücklichen, der eure Hülf anfleht, denn ihr könnt nicht wissen, welchen Segen ächte Menschentiebe euch zuführen kann.“

Aber welches Gemälde, welche Beschreibung vermag den Anblick darzustellen, als der hochgeliebte Monarch den Umarmungen seiner Familie und der Anhänglichkeit seiner Verehrer wieder gegeben ward!

In der höchsten Glorie seines milden, humanen Sinnes aber erschien Stanislaus in einem nachfolgenden Auftritte. Durch ein überraschendes Verfahren war es der königlichen Partei gelungen, sich einiger dieser verbrecherischen Räuber, und mit diesen der Papiere der Conföderirten zu bemächtigen. Als der König am folgenden Morgen die Glückwünsche aller Senatoren und einiger Magnaten im Angesichte seines ganzen Hofes annahm, wurden ihm die verrätherischen Papiere versiegelt übergeben; der noch von seinen Wunden marre König nahm das versiegelte Packet, erhob sich von seinem Sitze, und sprach: „Diese Papiere enthalten die Namen derer, die meinen Tod wollten; ich begehre nicht meine Feinde zu kennen;“ mit diesen Worten warf er das ganze Packet ins Kaminsfeuer. Auf manches Gesicht in der Versammlung kehrte nach dieser großmüthigen Handlung die Farbe, und

in manche Brust der Athem zurück. Beschänkung und Achtung führten die Einen, Bewunderung und Liebe die Andern, die Verdächtigsten stimmten am beharrlichsten für den Tod der drei Hauptanführer; selbst dem reuevollen Ketter des Königs sprachen sie das Leben ab; durch Veranftaltung des Monarchen aber wurde Koczinsky der Verhaftung entführt, und der milde Stanislaus sicherte ihm aus seiner Chatulle eine jährliche sehr ansehnliche Pension zu, welche Koczinsky in Benedig zu verzehren angewiesen wurde. Königlich belohnte der edle Monarch die Besitzer der Mühle. Besonders zog er die Familie des gerödeten treuen Heiducken hervor. Die Stelle seines Todes wurde durch ein marmornes Denkmal bezeichnet; und jährlich, so lange der König regierte, wurde der Erinnerungstag dieser wundervollen Begebenheit in allen Kirchen gefeiert.

Der Pudel als Erbe.

Folgende Anekdote hat der hinkende Bote nicht erfunden, sie ist wirklich in einem der kleinern Staaten Deutschlands vorgefallen.

Fiskalische Gelderpressungen gibt es allenthalben ein wenig; ja selbst in unserm konstitutionellen Frankreich sind die Fiskalgesetze der Republik mit jenen des vielbrauchenden Kaiserreichs noch in vollem Schwunge, und nichts ist schwerer abzuschaffen als was dem Staate Geld einträgt. Doch so weit wie in einem gewissen Staate Deutschlands, wo sich folgende Begebenheitgetragen hat, ist es bei uns noch nicht gekommen. Fidel, der Pudel, kann uns davon erzählen. Treuer Gefährte seines alten Herrn, hatte er stets in bester Eintracht mit ihm gelebt; er hatte ihn erst vor kurzem verloren und war darüber in großer Betrübniß. Doch war er im Testamente bedacht worden; ein Lebensgehalt von fünf Thalern monatlich und die Pflege eines alten Freundes seines Herrn, dem ihn dieser sterbend empfohlen hatte, sicherten seinen Unterhalt. Das arme Thier, kaum hatte es traurig und kraftlos sein neues Obdach bezogen, als ein Beschluß des Finanzministers seine Ruhe störte.

Die Beamten des Enregistrements, denen der Fall noch nicht vorgekommen war, einen Hund als Legatär in einem Testamente zu sehen, hatten sich nicht getraut, die Klasse, in die er zu stellen, und die Gebühr, die von ihm zu erheben sey, auf eigene Faust zu bestimmen; sie legten die Sache der Entscheidung des Finanzministers vor. Dieser hatte nun die Rücke des Ge-

fehes ausgefällt, und eine Ordonnanz in bester Form erklärte, daß Fidel, weil er weder in gerader noch in Nebenlinie Erbe seyn könne, als Donatarius anzusehen, mithin sein Legat mit der Gebühr von 8 Prozent zu besteuern sey. Da nun fünf Thaler monatlich ein Revenüe von jährlich sechzig Thalern, also ein Kapital von 1200 Th. ausmachen, hatte Fidel 96 Thaler an die Staatskasse zu bezahlen, die der Einnehmer einzuziehen angewiesen war.

Mit der Quittung im Namen des Hrn. Fidel versehen, kam bald darauf der Steuerbote den vierbeinigten Legatär heimzusehen; ein Hundestall war aber seine ganze liegende und fahrende Habe, und nichts bei ihm zu holen als Bisse. Fidel mußte die unfreundliche Absicht des Steuerboten gewittert haben, denn er boll und knurrte ihn ganz rasend an. Der Bote, der wohl ein sah, hier gebe es kein Geld zu zählen und nichts in Vorschlag zu nehmen, entfernte sich auf's schnellste, und der Einnehmer stattete Bericht an die obere Behörde ab.

Se. Excellenz waren etwas verlegen über das Hinderniß, das sich der Vollziehung ihrer Ordonnanz entgegen setzte; doch gaben sie die Einziehung der Staatsgebühr auf das Legat nicht auf, und griffen die Sache auf eine andere Weise an. Der Hund ist freilich unangreifbar, aber der Freund des Verstorbeneu, der Vogt des Pudels, diesen muß man packen. Ein Thaler monatlich sollte, dachten sie, für Wohnung, Kost und Pflege des alten Fidel wohl genügen; also blieben dem Pfleger noch vier Thaler übrig, thut jährlich 48 Thaler, oder ein Kapital von 960 Thalern, wovon des Fiscus 8 Prozent zu erheben hat. Befehl wird gegeben, dem ehrlichen Manne, der aus Menschlichkeit und Rücksicht für den letzten Willen eines guten Freundes die Pflege eines alten abgelebten Hundes übernimmt, 76 Thaler Gebühr abzufordern; auf dessen förmliche Weigerung ergehen Zwangsbefehl, Pfändung der Mobilien u. s. w.

In seiner großen Verlegenheit entschließt sich der Unglückliche seinen Pflegebefohlenen auf den Arm zu nehmen, und sich zur Audienz des Ministers zu begeben. An der Thüre will man den Hund nicht einlassen; als aber den Thürscheiner bewiesen worden, Fidel erscheine nicht als Hund, sondern als Erbe, ward ihm endlich der Eintritt gestattet. Se. Excellenz traten bald aus ihrem Kabinete in den Audienzsaal, und Fidels Pfleger nahm seine ganze Beredbarkeit zusammen. „Da sehen Ew. Excellenz das alte, kränkliche, tiefbetrübtte Thier, nur wenige Mo-

nate noch hat es vielleicht zu leben; bis dahin sind ja die 76 Thaler für die Gebühr seiner Leibrente noch nicht eingegangen.“

Während so die Freundschaft dem hülflosen Fidel das Wort sprach, hatte dieser ohne Umstände, seiner Gewohnheit gemäß, auf dem Sopha des Ministers sein Lager genommen. Groß war der Schrecken seines neuen Herrn beim Anblick dieser Ungebührlichkeit, die wie er befürchtete, dem guten Erfolg seiner Vorstellung schaden konnte. Dem war jedoch nicht also; Excellenz waren den Thieren gut, und Fidel war nicht das erste Vieh, das auf dem Sopha des Ministers Platz genommen hatte. Se. Excell. achtete nicht darauf, und die Unterredung fuhr fort wie zuvor. Das Hauptargument des Ministers war dieses: der Fiscus kann und darf nie verlieren. Er kann nichts dafür daß Fidel ein Hund ist; er nimmt im Testament die Stelle eines Menschen ein, und muß also auch als solcher bezahlen. — Er ist aber doch nur ein Thier. — Wir nehmen bloß von seiner Eigenschaft als Erbe Notiz. — Sehen Sie doch seinen elenden Zustand an. — Pflaget ihn gut und er wird wieder zu Kräften kommen. — Haben Sie doch Mitleiden. — Die Gebühren müssen dem Fiscus eingehen, er muß bezahlen. — Ein Hund hat ja aber kein Geld. — Das Legat verschaffe Geld; Ihr genießet das Legat, Ihr müßet also für ihn zahlen. — Ich gewinne ja nichts daran, Fidel ist verzärtelt, ich darf ihm mit Kommissbrodsuppen nicht kommen. — Ihr müßet ihn anders gewöhnen. — Soll ich denn den letzten Willen des Erblassers, eine so heilige Pflicht nicht erfüllen? lieber wollte ich selber darben. — Die erste aller Pflichten, mein Herr, ist den Fiscus zufrieden zu stellen. — Der Fiscus soll aber auch gerecht seyn: die Gebühr die man fordert, beträgt ja mehr als der ganze Jahrgehalt Fidels; sehen doch Ew. Exc. seinen Zustand an, er lebt vielleicht keine drei Monate mehr: soll denn ein Mann, der nichts Uebrigens hat, Mangel leiden, um eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen? — Das geht mich alles nichts an, ich verlange was dem Fiscus gehört. —

Die Konferenz dauerte lange, der Minister wollte durchaus von seiner Forderung nicht absteigen. Da faßte der Ehrenmann einen Entschluß, der ihn in das schönere Licht stellte. „Wohlau denn, sagte er, weil Ew. Excellenz darauf bestehen, den Unterhalt eines armen Thiers so hart zu besteuern; weil Sie mich in die Nothwendigkeit versetzen, entweder zu darben oder meine Pflicht zu verletzen, so verzichte ich auf das Legat meines Freundes. Kommt, Fidel, ich will meine Armut;

mit dir theilen; je vornehmer deine Verfolger sind, je lieber sollst du mir seyn.“ Das Thier war wieder auf seinen Armen, und er wendete sich der Thüre zu. Da rief ihm die Excellenz nach: „Wir wollen sehen, guter Freund, ob ihn die Geseze berechnigen, ein Legat auszuschlagen; indessen nimmt es der Fiscus in Beschlag. Habet Sorge für den Mund; denn, krepirt er ehe die 76 Thaler eingegangen sind, so haltet man sich an Euch.“

Die Fiedler von Strathspen.

Aus einer Legende des 15ten Jahrhunderts gezogen.

Es liegt viel Poesie in den alten Legenden und Volksagen. Hier eine Schottische, die der Hinkende Worte um so lieber in seinen Stalender aufnimmt, als sie bei uns nicht bekannt ist.

Vor ungefähr drei hundert Jahren, sagt die Legende, lebten zu Strathspen zwei Musikanten, berühmt wegen ihrer Geschicklichkeit auf der Geige. Einst faßten sie den Entschluß sich nach Inverness zu begeben, um sich bei den Belustigungen der Weihnachtsfeier dort hören zu lassen. Es war bitter kalt und schneite seit drei Tagen ohne Unterlaß, daß alles tief mit Schnee bedeckt war. Trotz dieser rauhen Witterung feuerte sie doch die Hoffnung eines guten Verdienstes zu dieser Reise an. Das Geigenfutteral auf dem Rücken und einen Knotenstock in der Hand, machten sie sich auf den Weg.

Als sie beinahe den halben Weg zurückgelegt hatten, fieng sie ihr Entschluß zu gereuen an; sie sehnten sich nach ihrer wohlgeheizten Stube. Doch jetzt war's zu spät umzukehren; sie hätten nach Strathspen nicht viel näher gehabt als nach Inverness; also setzten sie ihren Weg fort, in die Hände hauchend, sie zu erwärmen, und über die arge Kälte schimpfend; es scheint sogar, sie haben sich in ihrem Unmuth so weit vergessen, über Gott und seine Vorsehung zu lästern.

Endlich kamen sie zu Inverness an. Nachdem sie sich um eine Herberge umgesehen hatten, schickten sie den Ausrücker mit der Glocke durch alle Straßen, dem Publikum ihre Ankunft zu vermelden. Die Ankündigung rühmte zugleich den großen Ruf, den sie sich durch ihr Talent in ihrer Vaterstadt erworben hatten, und sagte an, wie viel man ihnen für den Tag, für die Nacht oder für die Stunde zu bezahlen habe. Sie indessen bestellten ein gutes Nachessen, wärmten sich bei einem Krug Ale am Ofen und berechneten zum voraus das Geld, das sie sich hier zu ver-

dienen versprochen, als man ihnen einen Besuch meldete.

Ein trotz seiner Runzeln wohlansehnlicher Greis trat herein; er war gut gekleidet und lange weiße Haare ergossen sich über seine Schultern. Nach einigen Komplimenten über ihr Talent, dessen Ruf sich über ganz Schottland verbreitet habe, lud der Alte sie höflich ein, die Nacht durch in seinem Hause zu geigen, und weit entfernt, sich von dem hohen Preise, den sie verlangten, abschrecken zu lassen, versprach er ihnen das Doppelte. Die Geiger, voll Freude über den guten Verdienst, nahmen ihre Geigen und folgten dem Greise ohne ihr Nachessen abzuwarten.

Nachdem sie mehrere abgelegene Straßen durchwandert hatten, die sie nicht erkannten, obwohl sie öfters zu Inverness gewesen waren, hielt ihr Führer vor dem Thore eines großen Gebäudes von sonderbarer Bauart, das den Musikanten unheimlich vorkam. Es war Nacht, doch konnte man die Form dieses Schlosses gut unterscheiden; es glich keinem der Schösser, welche sie auf ihren Reisen gesehen hatten; es hatte viel mehr Ähnlichkeit mit jenem, dessen Trümmern man in der Ebene von Glenmore sieht, und stand ganz allein. Den Geigern graute davor und sie wollten wieder umkehren; aber der Alte gab ihnen so gute Worte, sprach ihnen so einschniechelnd zu, daß sie in ihrem Entschlusse wankten; der Anblick eines mit Gold gefüllten Beutels überwand vollends alle ihre Furcht und Bedenklichkeiten. Wie froh wurden sie erst, als sie in einen großen, prachtvollen Saal eintraten, wo eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft versammelt war; tausend Wachskerzen auf kristallinen Leuchtern, die wie Diamanten funkelten, beleuchteten denselben, und die Wände waren mit rothsammetnen goldgestickten Tapeten behangen; Kisten mit Blumen und blühenden Bäumchen, in den Ecken aufgestellt, wärzten die Luft mit balsamischen Gerüchen, wie im irdischen Paradiese. Die Kleidung der Anwesenden entsprach der Schönheit des Saals und Freude erheiterte alle Gesichter. Man schwatzte, man lustwandelte, man lachte; nie war ein so frohes, so prächtiges Fest gesehen worden.

Die Musikanten stiegen auf ein für sie bereitetes Gerüste, sie stimmten ihre Geigen, spielten ihre schönsten Stücke und der Tanz begann.

Alle diese Menschengestalten erhoben sich, und ließen sich im Takte wieder nieder; sie durchkreuzten sich mit ungläublicher Behendigkeit. Die Tänzer wie die Tänzerinnen wetteiferten an Geschmeidigkeit und Anmuth; die Erhigung erhö-

bete die Farbe ihrer schönen Gesichter und die Lust belebte sie. Die Musikanten verdoppelten ihren Eifer; nie waren ihre Finger so gelenkig gewesen, nie hatten ihre Instrumente so schöne, so durchdringende Töne hervorgebracht.

Der Ball wurde immer lebhafter. Es waren keine gewöhnliche Tänze, wie man sie in Städten und Dörfern sieht, wo sie mehr oder weniger nach gewissen Kunstregeln geordnet sind; hier überließ sich ein jeder seiner Laune, der Tollheit seiner Einfälle: die einen schwebten sanft dahin ohne den Boden berühren zu scheinen, die andern schwangen sich in schnellen Sprüngen bis an die Decke. Lautschallendes Lachen ertönte im ungeheuern Saale. Bald ließen sich alle von so unordentlichen Bewegungen hinreißen, daß man sie von übernatürlichen Zuckungen befallen glaubt hätte. Der Taumel wurde allgemein, der Boden bogte sich unter den elastischen Fußtritten der Tänzer, die Wände neigten sich im Takte und kreiselten mit ihnen, die Flammen der Lichter, vom Luftzug angefaßt, streckten sich in die Höhe und leckten nach allen Seiten hin. Die Musikanten wußten nicht mehr was sie spielten, sie stampften mit den Füßen auf ihrer Estrade, die Ohren gälten ihnen, alles um sie her wechselfelte unaufhörlich die Farbe, sie waren wie geblendet; der Saal füllte sich immer mehr an, und doch sahen sie niemand herein treten.

Bei Tagesanbruch legte sich der Tumult, es wurde nach und nach Ruhe. Die erschöpften Kräfte wieder herzustellen, setzte man sich an üppig gedeckte Tafeln, wo die köstlichsten Speisen aus goldenen und silbernen Schüsseln dampften. Den Musikanten wurde ein besonderer Tisch angewiesen, und nachdem sie nach Herzenslust gegessen und getrunken hatten, erschien der Alte wieder, der sie am vorigen Abend hergebracht hatte, und zahlte sie sühlich nach Versprechen. Sie verließen das Haus enzückt über die gute Aufnahme, und bedauerten nur, daß die Nacht nicht länger gedauert hatte.

Wie erstaunten sie aber, als sie um sich her überall reife Saaten auf den Feldern und grünen Wiesen erblickten im sommerlichen Sonnenglanze! Noch mehr bestürzt wurden sie, als sie hinter sich woher sie kamen, kein Schloss, sondern nur einen kleinen Hügel sahen, an welchem sie jedoch keine Oeffnung noch Höhle gewahr wurden; der Ausgang hatte sich hinter ihnen geschlossen, daß keine Spur davon zurück blieb.

Sie waren nur etwa hundert Schritte von einer kleinen Stadt entfernt, und giengen darauf zu. Das Städtchen hatte viel Mehrlichkeit

mit Inverness, doch waren die Häuser, ehemals noch neu, geschwärzt von der Zeit; die Einwohner waren ganz anders gekleidet, als sie sie gestern gesehen hatten. „Wo sind wir denn?“ sagten sie zu einander, „ist das Inverness oder nicht? Gehen wir auf den Kirchplatz, dort müssen wir uns erkennen.“ Sie schlugen den Weg dahin ein; wirklich erkannten sie die Kirche, und ihr Erstaunen stieg aufs höchste. Es war Sonntag, die Leute begaben sich so eben zum Gottesdienst. Die Tracht der beiden Fremden erweckte allgemeine Verwunderung. Diese nahen sich einigen Personen und frugen nach dem Namen der Stadt. Inverness, war die Antwort. Bald sammelte sich eine Menge Neugieriger um sie her, denen sie ihre Geschichte erzählten, worüber sich alles entsetzte. Als sie mit ihrer Erzählung fertig waren, sagte ein Greis: „Nun ist mir alles klar: seit undenklichen Zeiten halten die Zauberer und Hexen draussen im Hügel Tomnafurich ihre Zusammenkünfte; dort waret ihr gewiß beim Herentanze, und habet dabei aufgespielt.“ Während diesem drang ein anderer mehr als hundertjähriger Greis auf seinen Krücken mühsam durch die Menge, und als er vor den bestürzten Weibern stand, sagte er zu ihnen: „Ich sehe schon, ihr seyd die zwei Fremden, die einst in dem Birthshause meines Großvaters eingelehrt sind, und die am nämlichen Abend verschwanden, ohne daß man je etwas von ihnen erfahren konnte. Thomas der Keimer hat euch entführt, der Bösewicht! er hat schon viele so hintergangen, die er unter allerlei Vorwände in sein Netz zu ziehen wußte. Wie sehr bedauere ich euch! ihr habet hienieden weder Verwandte noch Freunde mehr; sie haben euch schon längstens als todt beweint, und ihre Asche selbst deckt schon lange das Grab; wisset, seitdem ihr aus der Welt gegangen seyd, sind hundert Jahre verflossen.“

Bei diesen Worten bemächtigte sich der zwei Musikanten ein solches Entsetzen und sie stiegen so heftig zu zittern an, daß sie ihre Geigen auf das Pflaster fallen ließen, wo sie in tausend Stücke zerbrachen.

Jedermann bemühte sich sie zu trösten, und niemand war so hart, den ihr Jammer nicht rührte. Man bewog sie in die Kirche zu gehen, um sich wegen der Zeit, die sie beim Herentanze zugebracht hatten, wieder zu reinigen. Sie waren es willig, setzten sich in eine Bank der Kanzel gegenüber, und Aller Augen ruheten auf ihnen, denn ihre Geschichte hatte sich schnell verbreitet.

Beim Evangelium bestieg den Priester die Kan-

zel und alle Anwesenden stunden auf, das Wort Gottes anzuhören. Der Priester machte laut das Zeichen des Kreuzes: die Geiger erblaßten. Hierauf sieng er an das Evangelium abzulesen, und schon in der Mitte des ersten Verses versanken, zum großen Schrecken der Versammlung, die beiden in Staub.

An die Ehemänner zu ihrer Beherzigung.

Verlangt Madame ein neues Kleid, einen schönen Schall, ein Paar Ohrringe oder dergleichen, so rathe ich euch, gehet geschwinde zum Krämer oder zum Goldschmiede und handelt es ein; denn, schlaget ihr's ab, so gewinnet ihr nichts dabei: das Weibchen wird es sich schon auf eure Kosten anzuschaffen wissen. Figaro hat vom weiblichen Geschlechte gesagt: Wollet Ihr der Einfältigsten Wis und Klänke eingießen, so sperrt sie ein. Der hinkende Bote setzt hinzu: Wollet ihr die Sanfteste in Harnisch bringen, wollet Ihr die Redlichste arglistig machen, so knausert an ihrem Pute.

Verflossenen Winter verlangte eine Straßburger Dame von ihrem Manne Geld zu einem neuen Kleide auf den Ball. Der Mann machte Einwendungen. „Schah,“ sagte er, „du hast ja Kleider genug und recht hübsche; wenn manche deine Garderobe hätte, sie würde sich glücklich schätzen. Laß das also; ich hab' im Augenblick dringendere, nothwendigere Ausgaben.“ — „Also soll ich,“ schmollte die Frau, „immer im nämlichen Kleide auf dem Balle erscheinen, damit man mit Fingern auf mich deute! Ich will ja nichts Kostbares kaufen; gib mir nur fünfzig Franken, damit will ich mich begnügen.“ Der Mann gab ihr die süßesten Worte, aber dennoch kein Geld. „Du hast ja mehrere Kleider zum wechseln,“ meinte er, „und willst du sie abändern lassen, ein neues Band darauf setzen, damit sie ein anderes Ansehen bekommen, so habe ich nichts dawider: ich kenne viele, die es so machen.“ Die Frau gab nach, und der Mann freute sich innerlich seiner Standhaftigkeit, wodurch er fünfzig Franken erspart hatte.

Nach einigen Tagen kam eine jener Gelegenheitshändlerinnen ins Haus, wie es deren viele zu Straßburg gibt. Unter andern Sachen bot sie auch ein Duzend seine Hemden von der Nabel weg feil, die Jemand aus Noth verkaufen mußte. „Man gebe sie gar wohlfeil her, weil man durch's aus Geld haben muß,“ sagte die Mälerin; „das wäre so etwas für den Herrn. Man hat mir

schon fünf Franken für das Stück geboten, das war aber doch auch gar zu wenig; für sechs Franken schlage man sie los.“ Die Dame sah ihren Mann fragend an. „Du hast mir ja erst ein Duzend neue Hemden machen lassen,“ sagte dieser, „ich brauche keine mehr.“ — „Wohl recht, entgegnete die Frau; „deine alten Hemden sind aber alle blöde, und Hemden hat man nie zu viel. Ich dächte doch, du selltest sie kaufen, schon und gut sind sie.“ Hierauf raunte sie ihm heimlich zu: „Wenn sie sie um 5 Fr. läßt, so bedenke dich nicht lange, sie sind zu 6 Fr. noch spottwohlfeil, du kannst keinen bessern Handel machen.“ Der Mann nickte ihr bejahend zu. Dann wendete die Frau sich an die Mälerin mit den Worten: „Will Sie sechzig Franken für das Duzend Hemden, und ein Trinkgeld für sie in den Kauf? Das ist unser letztes Gebot. Kann Sie sie so nicht lassen, so trag Sie sie nur wieder fort.“ — „Was soll ich machen,“ antwortete diese, die Zeiten sind schwer, das Geld rar! ich mag die Hemden nicht noch weiter herumerschleppen: da nehmen Sie sie, sie sind halb geschenkt.“ Jetzt zahlte der Mann die 60 Franken und gab einen Vierziger Trinkgeld. — Was waren aber das für Hemden? Seine eigene. Die Frau hatte die ganze Szene mit der Mälerin abgekartet. Fünfzig Franken hatte der strenge Eheherr nicht geben wollen, nun gab er 62 willig her; glaubte sich aber dafür um zwölf Hemden reicher als er es wirklich war.

Das eingefrorene Schiff.

Einst als ich mich auf einem Kaffeehause in London bei einer Gesellschaft befand, wo man von außerordentlichen Begebenheiten, weiten Seereisen, von Schiffbrüchen und Entdeckungen sprach, kam auch die Rede auf die dritte Entdeckungsreise des Kapitäns Parry und auf die Gefahren der Schifffahrt im Eismeere des Nordpols. Hier legte der alte Kapitän Warens, der den größten Theil seines Lebens auf der Wallfischjagd zugebracht hatte, die Pfeife vom Munde und begann folgende Erzählung.

„Im August 1775 befand ich mich nahe am siebenundsiebenzigsten Grade nördlicher Breite, als ich an Noigen, in der Entfernung einer Seemeile von meinem Schiffe, das Meer ganz vom Eise geflossen sah; so weit das Auge reichte, erblickte man nichts als zackigte Eisberge mit Schnee bedeckt; bald trat Windsille ein und ich lebte zwei Tage in beständiger Angst, von

dieser ungeheuern Masse zertrümmert zu werden, welche der geringste Windstoß gegen uns hätte treiben können.

„Schon hatten wir den zweiten Tag in dieser Besorgniß zugebracht, als um Mitternacht ein heftiger Wind entstand; bald hörten wir das entsetzliche donnerähnliche Getöse der Eismassen, welche an einanderstießen und sich zerschlugen. Dieß war für uns eine schauervolle Nacht; jedoch gegen Morgen hatte sich der Sturm nach und nach gelegt, die Eisstränge, die uns umringte, war geborsten, und in unabsehbarer Länge hatte sich zwischen dem Eise ein breiter Kanal gebildet; die Sonne schien und ein gelinder Nordwind schwellte unsre Segel.

„Möglich erblickten wir die Masten eines Schiffes; das Erlaunen über diese Erscheinung war noch durch die Unordnung seiner Segel, den zertrümmerten Zustand der Segelstangen und des Tackelwerks erhöht. Es bewegte sich einige Zeit nach dem Winde, hielt aber bald auf einer Eisbank stille.

„Ich konnte meiner Neugierde nicht mehr widerstehen, stieg mit einigen Matrosen in die Schaluppe und steuerte nach dem räthselhaften Schiffe. Als wir ihm näher kamen, sahen wir wie sehr es vom Eise beschädigt war; das Verdeck war mit Schnee bedeckt und niemand darauf zu sehen. Wir riefen das Schiff an, erhielten aber keine Antwort. Ehe wir an Bord stiegen, sah ich durch eine offene Stückpforte hinein und erblickte einen Menschen vor einem Tische, mit Schreibmaterialien vor sich.

„Als wir auf dem Verdeck waren, öffneten wir die Fallthüre und stiegen in die Kabine hinab, wo wir den Schiffschreiber, derselbe den ich durch die Stückpforte gesehen hatte, sitzend antrafen; wie sehr aber erschrocken wir, als wir sahen, daß es nur ein Leichnam war, dessen Wangen, Stirne und offene Augen ein grünlich-feuchtes Moos bedeckte. Er hatte die Feder in der Hand und das Reisejournal vor sich; folgende Zeilen waren die letzten, die er geschrieben hatte: „11. November 1762. Dieß der siebenzehnte Tag, daß wir im Eise festhingen. Gestern gieng das Feuer aus und unsrer Kapitän bemühte sich vergebens es wieder anzuzünden. Seine Frau ist diesen Morgen gestorben. Es ist keine Hoffnung mehr.“

„Meine Matrosen entfernten sich mit Schauder von diesem Leichnam, der zu leben schien. Wir traten sodann in die große Kajüte, und der erste Gegenstand, der uns in die Augen fiel, war der Leichnam einer auf einem Bette liegenden Frau;

ihre Blick schien mit großer und ängstlicher Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand gerichtet; ihre Züge waren noch so frisch, daß man geglaubt hätte sie lebe, wären die Glieder nicht starr und eingeschrumpft gewesen. Vor ihr saß ein junger Mann auf dem Boden, in der einen Hand einen Feuerstein, in der andern ein Stahl, mehrere Stücke Zunder lagen neben ihm.

„Von da begaben wir uns in die vordere Kajüte, mehrere Matrosen waren dort auf ihren Lagerstätten ausgestreckt; am Fuße der Stiege lag ein Hund, im ganzen Schiffe waren weder Lebensmittel noch Brennholz zu finden. Meine Matrosen wollten nicht länger mehr auf diesem, wie sie meinten, bezauberten Schiffe bleiben; wir giengen nachdem ich zuvor das Reisejournal des Schiffes eingesteckt hatte, und kehrten zu unserm Schiffe zurück voll Entsetzen über dieses schauerliche Beispiel der Gefahren, denen man in diesem polarischen Meere ausgesetzt ist.

„Nach meiner Zurückkunft in Hull, berichtete ich den Vorfall an die Admiralität, und aus dem mitgebrachten Journal, worauf die Namen des Schiffes und des Kapitäns aufgezeichnet waren, ergab sich, daß das Schiff schon dreizehn Jahre mangelte; so lange also stach es schon im Eise.“

Mehr als Ersatz.

Noch rauchten hier und da die Trümmer der Gebäude von John Winds schönem Landgute, welche durch die Unvorsichtigkeit eines Räuchers acht Tage zuvor ein Raub der Flammen geworden waren. Ein guter Bekannter in der Nachbarschaft hatte ihn und Jenny, seine achtzehnjährige Tochter, aufgenommen, und er blickte eben aus dem Dachfenster der jetzigen Wohnung schwermüthig hinüber nach dem verödeten Platze. Manch Unglück hatte ihn in den sechzig Jahren seines Lebens heimgesucht; aber Klugheit, Erfahrung und Ordnung waren stets seine Retterinnen in allem Bedrängniß gewesen. Einen härtern Schlag, als den Tod der geliebten Hansfrau, der vor einigen Jahren eintrat, glaubte er damals, so lange die Tochter ihm blieb, nicht erleben zu können; und nun mußte er sich doch gestehen, daß der jetzige Unfall noch weit drückendere Folgen verhieß. Was sollte aus Jenny, dem verjüngten Ebenbilde der trefflichen Hauswirthin werden? Kein Gedanke an den Wiederaufbau des Zerstorten, da das Gut durch früheres Unglück so verschuldet war, daß Wind auf neuen Kredit nicht hoffen konnte. Und zu

dem befaß bereits Jenny's Herz Harry Robertson, dessen Vater den Jüngling mit Enterbung bedrohte, wenn er nach diesem letzten Schlage noch nicht von dem Gedanken einer Verbindung mit dem Mädchen ablassen wollte.

Zu tief in seinen Schmerz versenkt, entging es dem Ohre des Bedauernswerthen, daß Jemand die Treppe heraufgekommen war.

„Guter Vater,“ so redete die Tochter ihn an, „überall suchte ich vergebens nach Ihnen, und nun muß ich Sie gerade hier finden! Warum geben Sie doch dem Schmerze so absichtlich Nahrung? Kann nicht alles noch ein erfreuliches Ende nehmen? Mein Harry ist eben bei seinem Vater. Seine Liebe zu mir wird ihn beredt machen. Der Alte wird schwerlich so hart seyn, das, was er ihm in einem Brief anzudeuten vermochte, im Angesichte selch eines Sohnes zu wiederholen.“

Diese Hoffnung seines Kindes betrübte den Verarmten nur mehr, weil ihm ihre Wichtigkeit einleuchtete. Gleichwohl gewann er's nicht über sein Herz, sie der guten Tochter zu entreißen.

„Und,“ fuhr sie fort, „hat nun erst Harry die Einwilligung seines Vaters, dann ist die Noth so gut wie vorüber, auch wenn uns der alte Robertson nicht unterstützen wollte. Unsere und ihre Zukunft würde wenigstens gesichert seyn. Für jezt aber vereinte sich Harry gewiß mit mir zu jeder Anstrengung, die uns und Ihnen, Vater, den Unterhalt sichern könnte. Dem wohl-erfahrenen, jungen Landwirthe kann ja die Verwaltungstelle auf irgend einem Gute kaum fehlen, sobald dahin sein Bestreben geht.“

Mit rührender Freundlichkeit sah der Vater sein Kind an und sprach: „Der leichte Sinn schmeichelt der Jugend immer mit fröhlichen Aussichten. Oft schimmert ihr der nackte Felsen, an dem ihr Lebensglück stranden soll, als eine Insel des Friedens entgegen.“

Mind hatte kaum also gesprochen, als das Wort sich leider auch für diesen Fall bewährte. Denn, als er Abends neben der Tochter saß, und ihrem eifigen Spinnen mit Behagen zuschaute, da trat plötzlich der junge Robertson herein.

„Mein Gott!“ rief Jenny, die Spindel hinwerfend, und eilte zu dem bleich und ohne alle Begrüßung auf einen Stuhl ohnweit der Thüre niedergefunkenen Geliebten.

„Nicht wahr,“ fragte Mind, „ihr Vater befehlt auf seinem Sinne? Ich kenne die Menschen schon, die dem Gelde ihr Herz gewidmet

haben. Es verhärtet sich daran selbst zum fühllosen Metalle.“

„Sir,“ antwortete Harry, „sie thun Niemand gern Unrecht. Keinen so bösen Argwohn gegen meinen Vater. Seine Härte gegen meine Liebe kostete ihm mehr als er eingestehen wollte. Als nun heute mein ganzer Schmerz über seine Weigerung auf ihn losstürzte, da konnte er mir die Ursache seines Verfahrens nicht länger verheimlichen. Durch die jehigen Verlegenheiten unserer Bank in Dublin ist auch er mittelbar so getroffen, daß sein Ruf besonderer Wohlhabenheit und mit diesem sein ganzes bürgerliches Daseyn auf dem Spiele steht. Ein einziger seiner Gläubiger scheint es zu ahnen, und gerade der böseste, arglistigste. Dieser Mann hat eine Tochter, die er mit mir zu verheirathen wünscht. Mein Vater ist ihm dreihundert Pfund (7500 Fr.) schuldig. Binnen drei Tagen soll er sie zahlen oder des gerichtlichen Verfahrens gegen ihn gewärtig seyn. Nur meine Heirath mit der Tochter jenes Fühllosen kann der bösen Sache abhelfen.“

„Und du, Harry?“ fragte die Liebende. Der Todessehweiß stand ihr auf der Stirne, aber keine Thräne kam, dem Schmerze ihres blutenden Herzens Linderung zu gewähren.

„Was, Jenny,“ erwiderte der junge Mann, „was würdest du thun, wenn dein Vater und du in dem Falle wären, wie der meinige und ich? Würdest du ihn sinken lassen in ein endloses Elend? Denn nie, nie gelangte mein Vater wieder in Freiheit, wenn die Sache vor die Obrigkeit käme. Alle übrigen Gläubiger würden ebenfalls rege werden gegen ihn, seine Besitzungen unter fremde Verwaltung gerathen und der schuldlose Mann ohne Rettung verloren seyn.“

„Harry, leb wohl!“ sprach die edle Jungfrau. — „Laß uns scheiden für immer, und dulden was über uns verhängt ist.“ Weider Augen fehlten die Thränen. Sie schienen ausgetrocknet von der Heftigkeit ihrer Wehmuth.

„Leben Sie wohl, Sir!“ sprach Robertson noch in einem Tone, und mit einem Blick in die Höhe, die seine Verzweiflung darlegten.

Aber Mind hielt ihn fest bei der Hand, welche der Jüngling ihm zugereicht hatte. „Harry,“ begann er, „schon seit langer Zeit liebe ich dich als meinen Sohn. Jezt will ich den Versuch machen, es dir zu beweisen. Dreihundert Pfund also reichten hin, dich loszukaufen von der Ungeliebten? — Mir kommt ein Gedanke: Eine alte Verwandte, ihres Geizes halber mir verhaßt, könnte doch wohl vielleicht — — Wozu ich mich, um meiner selbst willen, nicht zu über-

winden im Stande war, dazu fühlt sich mein Herz für das Heil seiner Kinder bewogen. Morgen mit dem Frühesten versuche ich Geld zu holen von der reichen Frau.“

„O wenn das Ihnen gelänge!“ rief Robertson aus, und Jenny preßte die väterliche Hand an ihr Herz.

„Morgen Mittag,“ fuhr Mind fort, „kannst du hier im Hause hören wie mein Versuch abgelaufen ist.“

„Auch das Herkommen morgen steht mir, leider! nicht frei. Voraussetzend, Sir, daß Sie nicht im Stande wären zu der nöthigen Hülfeleistung, hat mein Vater mir die Zusage abgenommen, nur noch einmal vor Entscheidung der Sache meine Jenny zu sehen.“

„Zusagen müssen erfüllt seyn,“ sprach der Alte. „Morgen vor Abend werde ich dir einen Boten senden, oder selbst kommen. Jetzt aber laß uns scheiden, und der Vorsicht das Uebrige anheim stellen.“

Ach! die Furcht der Liebenden war im Trennungsaugenblicke weit größer als ihre Hoffnung. Die Augen mit denen sie sich anstarrten, sprachen deutlich die schauervolle Frage aus: Wie, wenn dieß der letzte Moment seyn sollte in unserm jetzigen Verhältnisse, und doch nicht zugleich der letzte unseres Lebens?

„Liebe Kinder,“ hub der Alte mit hoch emporgelaktenen Händen an, „dort oben waltet einer, der sich besser versteht auf die Schicksale der Menschen und auf das was ihnen frommt, als sie selbst!“ Und wie gestärkt von diesem salbungsvollen Worte eilte Harry hinweg.

Mit dem frühesten Morgen zog der alte Mind den treuen Schimmel, den er mit großer Mühe dem Genertode entriß, aus dem Stalle. „Jenny,“ sagte er im Aufsteigen, „nimmerehr hätte ich geglaubt, daß mir der Ritt zu jener Alten so leicht werden könne. Aber dein Glück, mein höchster irdischer Wunsch, ist es, was mir die Dornen des Wegs in lauter Rosen verwandelt.“ Somit entfernte sich der Reiter schnell aus dem Gesichtskreise seines dankbaren Kindes.

Schon eine Stunde harrete Jenny vergebens auf seine Rückkehr. Er blieb sehr lange aus. Scheuete er sich, ihr das Fehlschlagen seiner Hoffnung einzugestehen, oder war ihm gar selbst ein widriger Zufall auf der einsamen, von Waldung umgebenen Straße begegnet, wo Räuberangriffe ohnehin nichts Seltenes waren? Durch mehrere gelungene Frevel dieser Art, konnte ja wohl das Gesindel zu der Reue gelangt seyn, auch am heßen Tage sein Gewerbe zu versu-

chen, das eigentlich nur unter der Hülle der Nacht verübt zu werden pflegte. — Immer mehr bemächtigte sich diese Besorgniß der Seele der unglücklichen Braut. Es trieb sie endlich, fast bewußtlos, auf die Straße hinaus, dem Vater entgegen.

Ein lauter Freudenruf hobte ihr von der Lippe und ihr Schritt beflügelte sich, als sie endlich in der Ferne den väterlichen Schimmel durch das Grün des Waldes leuchten sah. Der erste Wunsch ihres Herzens war hiermit erfüllt. Desto weniger aber glaubte sie beim Näherkommen für den zweiten hoffen zu können, denn das war keineswegs der Schritt fröhlicher Botschaft, mit dem ihr Vater daherkam. Nur ganz langsam ließ er sein Pferd gehen, dazu stand des Reiters Zügen der Schmerz aufs tiefste eingepägt.

„Mein Kind,“ so begann jetzt der Herankommende mit matter Stimme, „ich will dem Himmel danken, wenn ich den kurzen Weg bis nach Hause werde vollendet haben. Die Gicht, wahrscheinlich eine Folge der Erkältung auf meiner zu eiligen Hinreise, überfiel mich, als ich kaum die Hälfte des Rückwegs gemacht hatte.“

Jenny bezeugte die innigste Theilnahme und führte den Schimmel. Der Schmerz schien dem Alten für den Augenblick alles Andenken an den Zweck der zurückgelegten Reise geraubt zu haben. Jenny wartete lange auf seine Eröffnungen. Endlich wurde die Ungebuld ihres Herzens Meisterin über den Entschluß, ihm durch kein Mahnen daran vorzugreifen. Sie fragte was sie zu hoffen habe.

Sein Achselzucken raubte ihr fast das Bewußtseyn. Er bemerkte es und sprach: „Nein, nein! Alles ist noch nicht verloren. Statt des baaren Geldes aber, das hier erfordert wird, habe ich eine Banknote von derselben Höhe erhalten. Allein bei dem jetzt so großen Geldmangel möchte wohl jeder Versuch fruchtlos seyn, sie in der Nähe auszuwechseln, und an einem sichern Manne, der es bei der Bank zu Dublin bewirkte, fehlt es auch, da ich selbst außer Stande bin hinzureiten. Gleichwohl ist keine Zeit zu verlieren.“

„Guter Vater,“ sprach Jenny, „wenn ich jemand hätte zu ihrer Pflege, so würde ich schon allein den Weg nach Dublin finden.“

„Ruhe und Wärme,“ versetzte er, „ist alles, was mein Zustand bedarf. Wirst du aber auch noch zu rechter Zeit anlangen in der Hauptstadt?“

„Dafür, denke ich, soll ihr rüstiger Schimmel mir einstehen. Ist's doch nicht das erste Mal, daß ich mich seiner Hülfe bediene.“



Kaum hatte die entschlossene Jungfrau den Vater nach Hause gebracht und alles für ihn Nothwendige besorgt, so schwang sie sich auf das Pferd und verfolgte den Weg nach der Hauptstadt.

Aber die damaligen Geldverlegenheiten der Bank hatten den Zudrang der darüber ängstlich werdenden Inhaber von Papiereu auf sie, so außerordentlich gemacht, daß Jenny bald sah, an ein Erreichen ihrer Absicht sey nicht zu denken.

Einem zu derselben Zeit dort anwesenden jungen Manne schien ihr unverkennbarer Mißmuth Theilnahme einzufößen. Er gewann ihr Rede an, beklagte sich gegen sie über den Bankzustand, und als er bei dieser Gelegenheit ihre Heimath und den Betrag ihrer Banknote erfuhr, sprach er: „Beste Miß, wenn die Summe, die sie wünschen, nicht mehr beträgt, so freue ich mich um so inniger, ihren Wunsch befriedigen zu können, da diese Note hier in der Stadt nur mit dem bedeutendsten Verluste unterzubringen seyn würde. Für den Augenblick thut mir gerade das baare Geld weniger Noth, und ich kam auch nur her, zu sehen ob die Lage der Bank sich vielleicht gebessert habe.“

Jenny, trunken vor Entzücken über das großmüthige Erbieten, versicherte ihm ihren ewigen Dank für eine solche Uneigennützigkeit gegen eine ihm gänzlich unbekante Person.

„Beschamen sie mich nicht, schöne Miß,“ versetzte der Fremde, „ganz ohne Eigennutz möchte denn doch der Kleine Dienst, den ich Ihnen leisten will, schwerlich seyn. Hat er mir nicht schon jetzt die nähere Bekanntschaft der lebenswürdigsten Person verschafft?“ — Hierauf bat er sie, ihm in den Gasthof zu folgen, wo sein Mantelsack liege, und sogleich würde das kleine Geschäft zu ihrer beiderseitigen Zufriedenheit abgethan seyn.

So geschwind aber gieng es damit dennoch nicht. Beim Durchsuchen des Mantelsacks fand er nämlich, daß seine Baarschaft den Betrag der Banknote kaum zum vierten Theil erfüllte. Bald befann er sich auch, daß er sein Geld unterwegs bei einem Freunde zurückgelassen, wo er die Nacht zubringen wolle. „Desto besser,“ fuhr er fort, „mein Freund wohnt höchstens eine Viertelstund ab von ihrem Heimwege; ich bin zu Pferde wie Sie, und erhalte sonach den schönsten Vorwand, ihrer mir unschätzbaren Gesellschaft etwas länger zu genießen.“

Natürlich nahm Jenny das Erbieten an, und bald ritten sie beide miteinander zum Thore wieder hinaus.

„Sind Sie aber auch des Weges vollkommen

kundig, Sir?“ fragte Jenny, nachdem sie schon zwei englische Meilen mit dem Gefährten zurückgelegt hatte, und sie sich eben in einer sehr abgelegenen Gegend befanden.

„Vollkommen, Miß,“ antwortete ihr Begleiter.

„Um,“ versetzte Jenny, ihr Pferd anhaltend, „ich bin es ebenfalls; daher muß es mich befremden, daß ihr Freund nur eine Viertelstunde von meinen gewöhnlichen Wege entfernt wohnen sollte.“

„Ei,“ erwiderte er, „wenn Ihnen die Zeit in meiner Gesellschaft lang zu werden anfängt, so ist unsere Sache auf der Stelle abzuthun. Hier ist mein Freund.“ — Mit diesen Worten zog er ein Pistol aus der Halfter. Ihr solches vor die Brust haltend, fuhr er, während seine linke Hand ihren Arm ergriff, also fort: „Mein Freund verlangt von Ihnen jene Banknote, oder. . .“

Miene und Ton sagten der Erschrockenen sogleich, daß die Forderung keineswegs ein plumper Scherz, sondern der bitterste Ernst war. Der schändlich Betrogenen blieb nichts übrig, als die Note aus ihrem Busen zu ziehen und sie dem Raben hinzureichen. Da entriß ein heftiger Windstoß das Papier der zitternden Hand und wehete solches über eine nahe Veräunung. Der Räuber sprang vom Pferde, der Beute nach. Aber wie furchtbar auch sein Gesicht und die Mündung des Feuergewehrs zurück gegen die Beraubte sich kehrten, es benahm ihr doch die allerdings durch den unerwarteten Angriff sehr erschütterte Fassung so wenig, daß sie, wie der Räuber eben über den Zaum gestiegen war, ihrem Schimmel die Sporen gab und davon jagte. Das ledige Pferd eilte dem Schimmel nach. Der Schuß, den der Bösewicht ihr hinterher sendete, verfehlte zum Glück sein Ziel. Er machte überdies beide Pferde scheu, so daß bald an kein Einholen derselben mehr zu denken war, und das entschlossene Mädchen mit dem erbeuteten Pferde in der väterlichen Wohnung anlangte.

Erfreut die geliebte Tochter aus so großer Gefahr gerettet zu sehen, umarmte der Kranke die Heimgekehrte, nachdem sie ihm den Hergang der Sache mit vielen Thränen erzählt hatte. Uebrigens war der erste Schrecken über den Räuberanfall von den heilsamsten Folgen für seinen gichtkranken Fuß gewesen. Er konnte aufstehen und herausgehen, das erbeutete Pferd in Augenschein zu nehmen. Obschon solches die verlorne Banknote nicht werth seyn mochte, so fand sich doch bei genauer Untersuchung des Mantelsacks, eine viermal größere Summe in Gelde darein

genäht, nebst mehreren Banknoten von ziemlichem Werthe.

Die Freude über das unerwartete, mitten aus dem Schooße des Unheils selbst aufgeblühete Glück ließ dem alten Mind keine Ruhe. Noch spät am Abend bestieg er seinen Schimmel und eilte damit zu Robertsons.

Man kann sich vorstellen, mit welchem Jubel er und seine Nachrichten empfangen wurden.

Uebrigens unterließ er nicht, in öffentlichen Blättern anzuzeigen, daß ein fremdes Pferd in seinem Stalle jedem ausgeliefert werden solle, der sich als Eigentümer erweisen könne. Aber der Eigentümer hatte freilich die besten Ursachen, Pferd und alles im Stich zu lassen, was bald darauf die Grundlage des neuen Wohlstandes zweier, nunmehr durch die Ehe ihrer Kinder eng verbundenen Familien geworden ist.

Der Ehering.

Eine wahre Geschichte.

Im Jahr 1757 verheirathete sich zu Bergop-Zoom, in Holland, ein neunzehnjähriges Mädchen auf gut Glück, denn sie hatte nichts als ihr nettes Fräzchen und ihr junges Blut, und der Bräutigam ein paar gesunde Arme und seine feurige Liebe. So lange die Fliederwochen dauerten, gieng es erträglich; aber nur zu bald kamen die Verlegenheiten: man kann nicht immer küssen, man will auch essen, und der Mangel hat schon manchen Liebeswahn entzaubert. Indessen suchte sich das junge Paar durchzubringen so gut es gehen wollte: er diente als Knecht in einer Handlung, sie wusch für die Leute. Eines Tags, bemerkte sie mit großem Schrecken, beim Nachhausegehen, daß ihr der Ehering fehle; wie und wo sie darum gekommen, das wußte sie nicht, sie mußte ihn beim Waschen verloren haben. Der Verlust des Eherings, das weiß jede Matrone, ist von schlimmer Vorbedeutung, sie hat sich auch hier bestäigt; denn wie sie nach Hause kommt, findet sie einen offenen Schrank und ein leeres Zimmer; auf dem Tische lag ein Zettel folgenden Inhalts: „Liebe Frau, wir leben zusammen ein kümmerliches Leben; der Verdienst reicht nicht für uns zwei, wie würde es erst werden, wenn noch kleine Schreier dazu kämen. Ich kann diese Armuth nicht länger mehr ansehen, und will ein wenig mein Heil in Indien versuchen. „Glückt es mir, so sollst du dabei nicht zu kurz kommen; denn, obwohl ich dich verlasse, so bist du mir doch lieb und werth, und deinet-

wegen geschieht es hauptsächlich warum ich reich werden möchte. Drum lebe wohl, vergiß meiner nie, und große mir nicht. Ich habe nichts mitgenommen, als meine Wäsche und Kleider und das vorräthige Geld; du weißt, es ist nicht viel, und auf der langen Reise ist es mir unentbehrlicher als dir. Du hast von nun an nur für dich allein zu sorgen, und deiner Hände Arbeit wird dir schon durchhelfen. Leb wohl.“

Der Armen entsank das mit ihren Thränen durchwezte Blatt. Schnell faßt sie den Entschluß dem Undankbaren nachzureisen; sie eilt nach Antwerpen, wo er, wie sie vermuthete, sich einschiffen würde. Sie fand ihn aber nicht, und Niemand konnte ihr dort von ihm Auskunft geben. Trostlos lehrte sie wieder heim und gab alle weitere Nachforschung auf. Die Zeit allein, dieser mächtige Tröster, milderte ihren herben Schmerz, und die Hoffnung des Wiedersehens hielt fest in ihrem Herzen. Aber Jahre floßen unaufhaltsam vorüber, große Begebenheiten entfalterten sich in ihrem Laufe, Frankreich probierte sieben oder acht Verfassungen, wurde Republik, Kaiserthum und endlich konstitutionelles Königreich, selbst Bergop-Zoom wechselte zweimal seinen Herrn, aber in der Lage der armen Frau änderte sich nichts, sie blieb die dürftige Verlassene. Das Alter beugte sie, aber die Erinnerung an den Entflohenen blieb immer jung. Wo mag er wohl seyn? oder, ist er gestorben, wo ist sein Grab? vielleicht in der Tiefe des Meers! Dieß waren die täglichen Gedanken, woran sich ihre stille Wehmuth im Jahre 1828, siebenzig Jahre nach dem bitteren Trennungstage, noch ergötzte.

Eines Tags kommt sie, wie gewöhnlich, vom Markt zurück in ihre einsame Kammer; sie hatte sich ein wohlfeiles Seefischlein, ein Platteisen, zum Wirtagsmale gekauft. Wer malt den freudigen Schauer, der sie überläuft, als sie beim Audehnen desselben in seinen Eingeweiden ein goldenes Ringlein findet, und dieses, bei näherer Besichtigung, für ihren vor siebenzig Jahren verlorenen Ehering erkennt. Ja, es ist keine Täuschung, er ist's, die darin eingegrabenen Buchstaben bezeugen es. Sie war einer Dahnacht nahe. Als sie sich wieder erholt hatte, sagte sie: O du stummer Zeuge meiner unglücklichen Trauung, könntest du doch erzählen, welche sonderbare Schicksale du erlebt hast, bis du in den Bauch dieses Fisches geriethst! Hastig steckt sie den lang entbehrten Ring an den Finger, aber der eingeschrumpfte knöcherne Finger füllt ihn nicht mehr. Um das theure Kleinod nicht wieder zu ver-

tieren, faßt sie es an eine Schnur, Willens es an den Hals zu hängen und am weissen Busen zu verwahren. Ueberdem klopf es an der Kammerthüre, und auf ein freundliches Herein! erscheint der Briefträger mit einem Briefe aus Chandernagor in Indien. Dieser bringt ihr Kunde vom Tode ihres Mannes, und von einem Testament, das sie zur Universalerin einsetzt über ein Vermögen von mehr wie einer Million Rupien. Das war zu viel für das durch die Begebenheit des Ringes schon so sehr erschütterte Herz; alles Blut strömte ihm zu auf einmal, es stockte und leblos sank die Betroffene vom Sessel. Der verhängnisvolle Ring hatte sie auf ein Neues ihrem Manne jenseits des Grabes angetraut. Fünf lachende Erben, ein Kleinschmidt, ein Verrückenmacher und drei Zimmerleute, Neffen und Bettern der Verbliebenen, theilten die reiche Erbschaft.

Gauner • Streich.

In den an der Loire gelegenen Provinzen Frankreichs, trieb dieses Jahr eine Diebsbande ihr Wesen. Davon wurden elfe eingefangen, unter welchen ein gewisser Roi, der mutmaßliche Anführer derselben, sich befindet. Hier eines der Kunststücke dieses verschmitzten Gauners. Als er mit einem seiner Helfershelfer in der Gegend von Montmorillon herumstreifte, nach einer guten Gelegenheit spähend, irgend einen Schnitt zu machen, sah er auf dem Felde einen Bauern am Pfluge, an dessen Schafsgesichte er sogleich urtheilte, daß sich etwas mit ihm thun lasse. Sein Plan ist bald entworfen; er sagt seinem Kameraden ein Paar Worte, heißt ihn sich hinter ein Gebüsch verstecken und auf einen Wink hervor zu treten; er selbst nähert sich dem Bauern, knüpft ein Gespräch mit ihm an, bewundert die an seinem Pfluge gespannten zwei Pferde, und äußert den Wunsch ihm eines davon abzukaufen. Dem Bauern ist es Anfangs nicht feil; der Gauner scheint aber in das Pferd so vernarrt, und bietet einen so hohen Preis, daß der Entschluß des Bauern wanket. Der Gauner merkt es, bietet noch einen Louis d'or mehr, und der Bauer, froh einen so guten Handel zu machen, schlägt ein. „Gut,“ sagt Roi; „ehe wir aber den Kauf ganz abschließen, möchte ich doch das Pferd auch gehen sehen; sitzt auf und lasset es ein wenig laufen.“ Die Bauern der dortigen Gegend sind aber keine Eselher, sie gehen neben ihren Pferden her trotz einem, aber reiten, das ist ihre Sache nicht. „Sitzt Ihr selber auf, erwiedert

der Bauer, ich reite besser auf zwei Weinen als auf vieren.“ — „Wenn ich das Pferd selber reite, kann ich ja nicht sehen wie es läuft.“ — Ueberdem kommt der andere Gauner hervor, und geht ganz gleichgültig an ihnen vorbei. — „Könnet Ihr reiten, guter Freund, ruft ihm der Bauer zu, so seyd so gut, dem fremden Herrn dieses Pferd ein wenig vorzureiten.“ Dieser sitzt auf, treibt es einige Male hin und her vor ihren Augen. Roi ist aber damit noch nicht zufrieden und möchte auch sehen wie es sich ausstreckt, und nach einigen Gängen Trab und Galopp verschwindet Mann und Pferd. — „Was will das heißen, ruft Roi aus, kennet ihr diesen Menschen? der ist gewiß ein Spitzbube, der Euch euer Pferd stiehlt; geschwind sitzt auf und eilet ihm nach.“ — „Da wäre ich bald abgeworfen; sitzt lieber selber auf und holet den Halunken ein.“ — Das läßt sich der diensbare Roi nicht zweimal sagen, schwingt sich auf's Roß und jagt davon. Er ließe noch, wäre er den Gendarmen nicht in die Hände gerathen. Nur eines der beiden Pferde ist wieder gefunden worden, Roi hatte es anderswo einem Bauern verkauft.

Die Forelle aus dem Genfer-See.

Sobald Napoleon zur obersten Gewalt gelangt war, vernachlässigte er keines jener Verführungsmittel, wodurch die Menschen sich lenken lassen; eine gute, wohlbesetzte Tafel ist der wirksamsten eines. Cambaceres, der Fürst Erzkanzler des Reichs, hatte sich durch lange Praxis die tiefsten und mannigfaltigsten Kenntnisse in der Leckerkunst erworben, niemand wußte wie er eine Tafel anzuerdnen und die Honneurs dabei zu machen; ihn wählte Napoleon zu seinem Amphitriton und offiziellen Gastmalgeber. Bald ward die Pracht seiner Tafel, die Köstlichkeit seiner Gerichte von einem Ende der Welt zum andern ausgepöfaunt und bewundert. Napoleon hatte dem Koche des Erzkanzlers mehr glückliche Unterhandlungen, vortheilhafte Traktate und aufrichtige Versöhnungen zu verdanken, als dem diplomatischen Schwarme, der die Säle der Tuilerien anfüllte.

Von allen Punkten des Reichs wetteiferten Königsleins, Obrigkeiten und Bürgerschaft das Beste und Seltenste in die Küche, den Keller und die Vorrathskammer des Fürsten Erz-Amphitriton zu liefern; sein Pallast war ein wirkliches Schlaraffenland, und das französische Reich erinnerte durch seine prunkvollen Gastmahle, wie durch seine Eroberungen, Macht

und Größe an das Reich der Römer unter den ersten Kaisern.

Um diese Zeit wurde eine bewundernswürdige Forelle im Genfer-See gefangen. Präsekt und Nähe und Municipalitäts-Glieder und Notablen, alles gerieth darüber in Bewegung in der kleinen ehemaligen Republik; eines solch ausgezeichneten Leckerbissens war die Tafel des Erzkanzlers allein würdig; ihm wurde er bestimmt. In Eile ließ man ein ungeheures irdenes Gefäß verfertigen; die Riesenforelle, wie eine Mummie mit in Salzlake getränkten Bändern umwickelt, wird auf einem weichen Kräuterbette, hineingelegt; ein anderes Gefäß enthält die Brühe, vom einzigen Koche verfertigt, der im Lande das echte Rezept dazu besitzt; ein Kurier wird abgefertigt, der ersten Magistratsperson des Reichs das kostbare Geschenk zu überbringen, das der Errepublik Genf die hohe Gunst des mächtigen Mannes zuziehen soll.

Der gastronomische Abgeordnete trifft glücklich und wohlbehalten zu Paris ein. Die Forelle wird feierlich übergeben, in Empfang genommen und nach Werth gewürdigt; der Fürst hat die Gnade den freigebigen Schenkern selbst Dank abzustatten. Diejenigen, die von diesem köstlichen Gerichte zu speisen das Glück hatten, konnten lange nachher nur mit innigster Rührung davon sprechen.

Nun schlug aber für Frankreich die ernste Stunde der Budgets-Prüfung. Als die Rechnungskammer das Budget von Genf vornahm, fand sie folgenden Posten darin: „Ankauf einer Forelle, Abkochen, Brühe und Ueberschickung derselben an den Fürsten Erzkanzler: 6000 Franken.“ Großer Rumor und Zetterschrei entstand darüber unter den Rechnungsräthen; der scandalöse Artikel ward gestrichen.

Die Stadt Genf wendet sich an Cambaceres; dieser eilt in die Tuilerien, klagt bitter über die elende Schikane, die man den braven Genfern macht. Der Kaiser ist sehr ungehalten, daß kleine Rechnungsräthe sich erfreuen, die Pracht eines freiwilligen Geschenke zu tabeln. Diese Knauerei von Seiten eines Staatskörpers, welcher unter der Leitung eines vielgeprüften Gastronomen steht, der von der Forelle mitgegessen, und der ersten einer ihre Vortrefflichkeit hochgepriesen hat, empört ihn; er ergreift die Feder, und gleich darauf überbringt ein Staatsbote dem Senat ein Dekret, daß der Rechnungskammer jede Einmischung in die Verwaltung der Gemeindegelder untersagt. Die Senatoren, wahre Zaherren, wie bekannt, diskutieren das Dekret,

getechnigen es, dasselbe wird publizirt und hat noch heutzutage Gesetzeskraft; der Vorfall aber, der dazu Anlaß gab, ist nur Wenigen bekannt.

Liebesgeständniß eines Koches.

Mein Herz, Schatz, wackelt wie Gelée,
Vor Lust, wenn ich dich blicke,
Doch sonst reißt es wie Frikassée
Die Liebesqual in Stücke.

Im Innern wallt es wie im Topf
Beim heißerglühten Kochen,
Dein bin ich ganz, vom Fuß zum Kopf,
Sammt Haut, sammt Haar und Knochen.

Dein Aug' ist dunkelbraun und rund,
Und groß, wie die Maronen,
Und jedes Wort aus deinem Mund
Weit süßer als Makronen.

So lieblich-gut, wie Mandel-Crem,
Schmeckt, Liebchen, dein Gefose,
Und stets dein Kuß so angenehm
Wie Chokoladen-Sauce,

An Farbe weicht das feinste Mehl
Dem Wunder-Leint der Lieben,
Und deine Zähnechen, meiner Seel!
Sind weiß, wie weiße Rüben.

Wie Essigkümmerchen so klein
Sind, Holde, deine Füßchen,
Die Fingerchen so spitz und fein
Wie englische Radicien.

Ach! seit dich traf mein Liebesblick,
Will mir nichts mehr gerathen.
Bald ist die Suppe klösedick,
Und oft verbrennt der Braten.

An meinen Carbonaden hat —
Ja, Schatz, du sollst es wissen —
Mein junger Herr sich jüngst recht satt
Die Zähne ausgebissen.

Laß dich nicht mit dem Peter ein,
Sonst werd' ich bitterböse;
Der Mensch, der ist ja so gemein,
Wie Sauertraut und Klöse.

Bleib' mir nur treu, so treu, wie ich
Dem Kochheerd' stets geblieben,
Und liebe mich so sehr, wie mich
Die leckern Mäuler lieben.

D halte mich doch länger nicht
Am Bratspieß festgestochen!
Wenn deine Hand die Glut nicht lischet,
Wird noch mein Herz verkochen.